Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

35. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes“. **6. Jahrgang des „Protestant“.**

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch **R. Emde** (Bremen) und **J. Schmeidler** (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (Postzeitungs-Katalog Nr. 6244a), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile ..... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) ..... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. **Nr. 16.** Vierteljahrspreis 1 M. 50 ₰

Berlin **19. April 1902** **Bremen.**

Inhalt: Jesus und Simon. Von A. König. — Religionsphilosophische Probleme. I. Von Th. Achelis. — Die neueste römische Taktik gegenüber dem nationalen Moment in der Los von Rom-Bewegung. Von J. Gmelin. — „Es lebe das Leben.“ Von Theobald Ziegler. — Umschau. — Kirchliche Nachrichten. — Allgemeines. — Anzeigen.
Feuilleton: Dürfen wir über das Wetter reden? III. Von Aug. Kind.

Jesus und Simon.

Im letzten Kapitel des Johannesevangeliums liest man, daß Jesus nach seinem Tode den Jüngern am See Genezareth erschienen sei, und daß er an Simon, der ihn dreimal verleugnet, dreimal die Frage gerichtet, ob er ihn lieb habe. In wehmutsvoller Erinnerung an seine schwache Stunde, die ihn nicht als einen Petrus, als einen Felsen, sondern als ein schwankendes Rohr im Winde geschaut, in tiefer Beschämung das Demütigende der dreimaligen Frage empfindend, öffnet er dreimal die schmerzlich bewegte Lippe zu der Antwort: Ja, Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe. Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit die Seele Simons nach dem Vertrauen des Meisters und nach der Wiederherstellung der Lebensgemeinschaft mit ihm. Die Worte, der schreckliche Fluch, mit dem er Jesus verleugnet, das alles brennt ihm noch immer wie höllisches Feuer in der Seele. Nur die vergebende Liebe des Herrn kann dieses Feuer löschen, und erst, wenn der Meister wieder an ihn glaubt, wird er gesund und lebensfroh. Das Herz des Simon war so mit allen Fasern mit der Persönlichkeit Jesu verwurzelt, daß es für ihn eine innere Unmöglichkeit gewesen wäre, ohne Jesus weiter zu leben. Und es ist eine Thatsache, daß sich beide, der Jünger und der Meister, nach Gründonnerstag und Karfreitag wiedergefunden haben, daß Simon nach seinem tiefen Fall ein Ostern, ein Auferstehen erlebt und die Lebensgemeinschaft mit Jesus erneuert hat. — Wer von Jesus einmal innerlich ergriffen worden, der kommt nie ganz wieder von ihm los, er mag fallen und straucheln, verleugnen und fluchen, es bleibt doch ein heiliger Rest von Sehnsucht nach dem überweltlichen Leben, das Jesus gelebt hat und immer von neuem in den Seelen weckt. Mitten in der Los von Christus-Bewegung des äußeren Wandels tritt mit einem Male das Bild des Gekreuzigten vor das Angesicht der Menschen wie ein stummer Vorwurf und wie ein Wegweiser zum verlorenen Paradies. Neulich fiel mir ein Gedicht von Nietzsche in die Hände. Es kann kein schlechter Mensch gewesen sein, der also dichten konnte:

„Es zuckt die Lippe, und das Auge lacht,
Und doch steigt's vorwurfsvoll empor,
Dein Bild aus tiefer, tiefer Herzensnacht —
Du hellster Stern an meines Himmels Thor.
Er leuchtet siegreich — und die Lippe schließt
Sich dichter — und die Thräne fließt.“ —

Ich weiß nicht, was für ein Bild hier Nietzsche vorgeschwebt, es war wohl das Ewig-Weibliche, das ihn hinanzog, ein holdes, reines Frauenbild, das wie ein milder Stern in die Nacht seiner Gedankengänge hineinleuchtend seine Seele suchte und sie überwand, ich aber mußte an die Worte denken: Und der Herr wandte sich und sah Petrus an .... Und Petrus ging hinaus und weinte bitterlich. Hier wie dort ist es die heilige, göttliche Thräne über einen Seelenverlust, über den schmerzlich empfundenen Widerspruch zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit. Ein Christ aber, der vorübergehend Jesus verloren hat, ohne ihn doch ganz begraben zu können, und der, so oft Jesus im Innern lebendig wird, auch wieder einen Osterdrang zu ihm hin verspürt, der kann sein Seelenweh in jenes ergreifende Bekenntnis des großen Einsamen hineinschütten, indem er an das Bild Jesu denkt. Unsere Seele hat Stimmungen, die sind wie ein Weinen nach Gott, nach Himmel und Ewigkeit, es sind die Stunden, da Gott uns heimsucht, die Stunden Jesu, da er uns ins Herz greift und wir es fühlen, daß unser besserer Mensch ihn lieb hat. In solchen Augenblicken, „wo wir dem Weltgeist näher sind als sonst“ ist es lautere Wahrheit, wenn wir auf seine Frage mit Simon antworten: „Ja Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe.“ Aber Jesus hat recht, wenn er dreimal und immer und immer wieder fragt, denn das Leben entspricht nur gar zu oft nicht den schönen Bekenntnissen feierlicher Augenblicke. Simon Petrus hatte vor seiner Verleugnung auch so schön und mutig gesprochen, so gläubig bekannt.

Und auch heute noch zerschellt so manches Ja der Lippen, so manches Ja in der Kirche, an den Klippen der Welt. Jesus aber möchte die flüchtigen einzelnen Osterstimmungen zu einer dauernden Ostergesinnung, zu einem Osterleben verdichten. Er will eine Lebensantwort auf seine Frage. — „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.“ Die Erfüllung dieser Lebensaufgabe ist nicht leicht, aber sie ist die unerläßliche Osterbedingung. Das Kreuz, von dem Strahl der Ostersonne vergoldet, bleibt das tiefste Symbol des Lebens, ohne Karfreitag und Ostern würde die Menschheit innerlich verrohen oder das Schattenleben einer Eintagsfliege leben.

Und so lang' du dies nicht hast,
Dieses Stirb und Werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde.

A. König.

Religionsphilosophische Probleme.*)

I.

In manchen, mit befremdlicher Sicherheit vorgetragenen allgemeinen Beurteilungen der Gegenwart kehrt die zuversichtliche Behauptung wieder, daß in unserer „naturwissenschaftlichen" Zeit die Religion ihre Rolle ausgespielt habe; man geht über sie, wie über wertlosen Plunder, zur Tagesordnung über, da es sich nicht mehr der Mühe einer ernsten, wissenschaftlich gefärbten Erörterung verlohnt. Wir halten diese Äußerungen für voreilig und oberflächlich zugleich, da sie einer tieferen kulturhistorischen Zergliederung der treibenden Ideen ermangeln. Gewiß ist unser Weltbild gegenüber dem 18. und auch dem Beginn des 19. Jahrhunderts von Grund aus umgestaltet, sicherlich hat die moderne Naturwissenschaft, insonderheit die Entwicklungslehre einen tiefgreifenden Einfluß auf unser geistiges Leben gewonnen und ebenso unfraglich haben sich vielfach die früheren religiösen Gegensätze noch mehr verschärft — Orthodoxie und Radikalismus —, obschon man dabei auch nicht solche Krisen vergessen sollte, wie sie uns das Ende des 18. Jahrhunderts aufweist, aber trotzdem enthüllen sich dem schärferen Blick die religiösen Ideen (von ihrer sozialpolitischen Tragweite noch ganz abgesehen) in ihrer tiefgreifenden Bedeutung. Richtig ist nur, obwohl auch das unseres Erachtens sehr schwer abzuschätzen ist, daß die Zerbröckelung des alten Dogmas starke Fortschritte macht und große Kreise des Volkes einer bedenklichen religiösen Indifferenz anheimfallen. Anderseits zeigt sich aber das unverkennbare Bestreben, religiöse Axiome mit wissenschaftlichen Forderungen und erkenntnistheoretischen Ergebnissen insbesondere in Einklang zu setzen. Als ein solcher vortrefflicher Versuch ist auch das vorliegende Buch anzusehen, auf das sich die folgende Betrachtung stützt. Im übrigen ist Höffding dem deutschen Publikum kein Fremdling mehr; seine Werke (Ethik, Geschichte der neueren Philosophie u. a.) werden recht viel gelesen.

Und sehe, daß wir Nichts wissen können,
Das will mir schier das Herz verbrennen.

Dieselbe traurige Melodie ertönt noch immer, so daß häufig der Weisheit letzter Schluß bleibt: Mystik oder Radikalismus, entweder völliger Verzicht auf jede kausale und psychologische Auffassung des religiösen Lebens oder grundsätzliche Ablehnung der Religion von dem Gebiet geistiger Entwickelung, rücksichtslose Bekämpfung derselben, im letzten Falle Überweisung derselben in die Sphäre der sancta simplicitas. Diese Extreme, die mit einer gewissen naturgesetzlichen Notwendigkeit im Laufe der Geschichte sich zu wiederholen scheinen, richten sich selbst, schon deshalb, weil sie persönliche Stimmungen zu objektiven Kriterien erheben. Suchen wir nach einer vorurteilsfreieren, fast könnte man sagen, ehrlicheren Lösung der dräuenden Gegensätze. Zunächst würde wohl im Hinblick auf die geschichtliche Entwickelung die Realität, die sozialpsychische Bedeutung der Religion als eines ganz hervorragenden intellektuellen und ethischen Faktoren zu konstatieren sein. Wer das freilich schlankweg leugnet — vielleicht mit Bezug auf die unendlichen vielen Greuel, die sich mit dem ehrwürdigen Namen Religion verknüpfen: Tantum religio potuit suadere malorum, mit dem ist nicht weiter zu streiten, weil er eben Parteifanatiker ist und zufällige Begleiterscheinungen mit den eigentlichen organischen Schöpfungen verwechselt. Daraufhin würde sich die zweite Frage erheben, welche eigenartige Gefühle gerade in der Religion zum Ausdruck gelangen und inwiefern dieselben einen integrirenden Bestandteil unseres Weltbildes überhaupt ausmachen? Darauf antwortet unser Gewährsmann, daß der Satz von der Erhaltung des Wertes das eigentliche religiöse Axiom ist, das in den verschiedenen Religionen und auf den verschiedenen religiösen Standpunkten auf verschiedene Weise ausgedrückt wird. Das religiöse Problem betrifft also die Frage, inwiefern anzunehmen ist, daß dies Axiom wirklich Gültigkeit besitzt. Und zugleich wird dies Axiom, sofern es den Grundgedanken aller Religion ausdrückt, sich als Maßstab für die Konsequenz und die Bedeutung der einzelnen Religion oder des einzelnen religiösen Standpunktes gebrauchen lassen. Schließlich wird sich das Verhältnis zwischen Ethik und Religion mittels dieses Axioms auf sehr einfache Weise ausdrücken lassen: wie verhält sich der Glaube an die Erhaltung des Wertes zum Werke des Auffindens, Erzeugens und Erhaltens von Werten? (S. 9.) Religion und Ethik, auf niederen Gesittungsstufen sehr verschieden voneinander, fast feindlich, nähern sich später in ihrer Entwickelung einander und vereinigen sich in dem gemeinsamen Begriff des Wertes. Höffding hat nun seine Aufgabe unter einem dreifachen Gesichtspunkt in Angriff genommen, unter dem erkenntnistheoretischen, psychologischen und endlich dem ethischen. Bildet, wie wir sahen (der Satz trifft auch völkerpsychologisch zu), die Religion ein integrirendes Glied unserer ganzen geistigen Entwickelung, so versteht sich von selbst, daß auch unsere Weltanschauung überhaupt einen Einfluß auf die religiösen Vor-

*) Mit besonderer Rücksicht auf das Buch von H. Höffding, Religionsphilosophie. (O. R. Reisland. Leipzig 1901.)

Dürfen wir über das Wetter reden?

Eine Plauderei von Aug. Kind.

III.

Bekanntlich beschäftigt uns nicht bloß die Frage, wie das Wetter ist, sondern auch wie es sein wird. Wir stellen oft Betrachtungen an, wie das Wetter den Tag über oder den nächsten Tag oder die nächste Zeit sein werde. Es giebt auch allerlei Bauernregeln über das Wetter, die auf verschiedenen, aber lückenhaften Erfahrungen beruhen und von denen ungefähr dasselbe gilt, was von dem Krähen des Hahnes, nämlich: sie können eintreffen, aber auch nicht. Wir können aus bestimmten Erscheinungen am Himmel, aus der Art der Wolkenbildung, aus dem Hofe um den Mond, aus dem Scheine der Sonne, wenn sie z. B. Wasser zieht, das Wetter voraussehen. In Gebirgen giebt es weitere gewisse Anhaltspunkte zur Beurteilung des bevorstehenden Wetters. Kundige Bewohner solcher Gegenden können es mit ziemlicher Sicherheit vorhersagen. Ebenso wissen erfahrene Seefahrer aus allerlei Anzeichen, ob Sonnenschein in Aussicht steht oder Sturm droht. Eine Zeitlang haben die Falb'schen Voraussagen viel von sich reden gemacht. Er geht davon aus, daß der Mond auf Entfesselung der Elemente entscheidenden Einfluß habe. Der Mond kann Einfluß auf Menschen und ihr Befinden haben. Es giebt Mondsüchtige, und in manchen Gegenden hat das Schlafen im Freien mit unbedecktem Gesichte bei Vollmond Fieber zur Folge. Daher das bekannte Psalmenwort: Daß dich des Tages die Sonne nicht steche noch der Mond des Nachts (Psalm 121, 6). Der Mond wird auch auf das Wetter Einfluß haben. Man hat das längst geahnt. Bei schlechtem Wetter setzt man gern seine Hoffnung auf den Mondwechsel. Aber wenn in den Falb'schen Grundsätzen auch etwas Richtiges steckt, so haben sie das Rätsel nicht gelöst, uns überhaupt nicht sonderlich weit gebracht. Denn die angekündigten kritischen Tage trafen nicht immer ein, und er hat auch immer nur angegeben, daß sie sich einstellen würden, aber nicht, wo auf dem Erdenrund. Damit ist uns nicht viel gedient. Es werden uns heute meteorologische Berichte regelmäßig geliefert, und auf Grund der Mitteilungen von den Wetterwarten werden Vermutungen ausgesprochen, wie das Wetter sich gestalten werde. Die Verhältnisse, besonders die Bodenverhältnisse sind sehr verschieden, so kann es an der einen Stelle längere Zeit regnen, während eine benachbarte Gegend unter Dürre leidet, andrerseits aber steht fest, daß Witterungsverhältnisse wellenartig sich von Land zu Land fortpflanzen. So können die Beobachtungen der Wetterwarten oft zutreffen. Immerhin bleibt die meteorologische Wissenschaft, wie alle Wissenschaft, Stückwerk. Jedenfalls ist sie es vorläufig, und es ist mir zweifelhaft, ob es gelingen wird, in den Zusammenhang der verwickelten Gesetze und Erscheinungen, von denen das Wetter abhängt, völlig einzudringen. Wichtig für uns ist es, daß wir das Wetter einigermaßen voraussehen und vorausberechnen. Wir können dann vor manchen Gefahren uns schützen, manchen Schaden verhüten. Deshalb hat es etwas für sich, wenn wir in diesem Sinne über das Wetter reden.

stellungen ausübt, daß somit ein westeuropäischer Denker das Verhältnis Gottes zur Welt ganz anders auffaßt wie irgend ein beliebiger Vertreter des sogen. Naturzustandes, z. B. ein brasilianischer Waldindianer. Dasselbe gilt mutatis mutandis von der apostolischen Zeit, die ganz anderen Impulsen und Ideen folgte, als wir, und nicht von Problemen geängstigt wurde, die uns auf Schritt und Tritt das Leben verbittern. Es würde sich also, was hier nicht weiter genauer erörtet werden kann, darum handeln, zwischen beiden Ansprüchen, sagen wir der rein kausalen und der durch Wertgrößen bestimmten religiösen Auffassung einen inneren Ausgleich herzustellen, an dem unsere Generation seit Dezennien sich schwer abmüht. Die psychologische Seite des Problems, die hier bei weitem am ausführlichsten behandelt ist (ca. auf 200 Seiten), wendet sich der induktiven Zergliederung der einzelnen Faktoren dieser Entwickelung und ihrer Charakteristik zu, um dann den allgemeinen Satz von der Erhaltung der Werte und das so bedeutsame Prinzip der Persönlichkeit einer Untersuchung zu unterziehen. Ist für die Religion der Wertbegriff ausschlaggebend und nicht der einer lückenlosen Erkenntnis der Wirklichkeit, so kann und wird jener auch zu Recht bestehen bleiben, wenn sich die Dogmen zu Symbolen verflüchtigt haben; denn sie sollen uns ja nicht neue intellektuelle Wahrheiten bringen, sondern uns in gewissen Bildern und Gleichnissen den Sinn des Lebens und der Geschichte veranschaulichen. Das ist um so bedeutsamer, weil wir hier sichtlich an den Grenzen unserer Erfahrung angelangt sind, wo die Wissenschaft durch den Glauben abgelöst wird, und wir, wie Goethe sagt, das Unerforschliche ruhig verehren können. Es handelt sich um eine Projizierung des Wertbegriffs über unsere begrenzte subjektive Sphäre hinaus, die Höffding so schildert: Erkühnen wir uns in unserem Glauben dem Wertbegriff über das menschliche Dasein hinaus Bedeutung beizulegen, so müssen wir uns auch mit dem Gedanken vertraut machen, daß unsere höchsten Werte selbst nur Elemente einer noch umfassenderen Ordnung der Dinge sein können, eines Reiches von Werten, dessen Grundgesetze und dessen Umfang wir uns ebensowenig vorzustellen vermögen, wie wir im stande sind, uns die umfassende Ordnung der Natur vorzustellen, davon die Naturzweckmäßigkeit, welche die Wissenschaft in uns enthüllt, nur ein Fragment ist. Der Glaube an die Erhaltung des Wertes setzt deshalb eine mutige Resignation voraus, nur mittels dieser kann ein solcher Glaube sich noch dort behaupten, wo unser Schätzungsvermögen seine Grenze erreicht hat, weil unsere Erfahrung ihre Grenze erreicht hat. (S. 230.) Um das Problem noch zu erschweren, kommt hinzu, daß unser Dasein, ebenso wie die Erfahrung einen inkommensurablen, in steter Veränderung befindlichen Begriff darstellt, der uns streng genommen keinen Abschluß ermöglicht und gestattet. Der Boden scheint uns in der That unter den Füßen zu wanken, und Zweifel über Zweifel zerstören das fröhliche Vertrauen des religiösen Glaubens. Anders stellt sich aber die Sache, wenn wir die erkenntnistheoretische Position preisgeben und uns lediglich an die ethische Forderung halten, die in der Schätzung der Persönlichkeit und ihres unvergleichlichen Wertes sich zuspitzt. Denn ein persönliches Wesen darf niemals, wie es hier heißt, als bloßes Mittel behandelt werden, sondern ist stets zugleich und zuvörderst als Zweck zu betrachten. Dies hat seinen Grund darin, daß die persönlichen Wesen in unserer Erfahrung als Wertzentren des Daseins dastehen, d. h. als die lebendigen Mittelpunkte, wo der Wert gefühlt und anerkannt werden kann. Die Persönlichkeit ist es, die in der Welt unserer Erfahrung allen anderen Dingen Wert verleiht. (S. 250.) Das gilt nach einer doppelten Richtung; denn einmal sind es die großen epochemachenden Gestalten, die eine bestimmte religiöse Weltanschauung begründen, und sodann muß dieser individuelle Spielraum auch jedem einzelnen (natürlich bis zu einer gewissen schwer bestimmbaren Grenze) gelassen werden, innerhalb dessen er sein konkretes sittlich-religiöses Ideal, auch erforderlichenfalls im Widerspruch mit Autorität, Tradition und Dogma, auszugestalten vermag.

Bremen. Th. Achelis.

Nur sollten wir dabei ein Wort aus dem Evangelium nicht vergessen!

Unser Herr Jesus hat einmal den Pharisäern und Sadducäern vorgeworfen: „Des Abends sprecht ihr: Es wird ein schöner Tag werden, denn der Himmel ist rot; und des Morgens sprecht ihr: Es wird heute Ungewitter sein, denn der Himmel ist rot und trübe. Ihr Heuchler, über des Himmels Gestalt könnet ihr urteilen; könnet ihr denn nicht auch über die Zeichen dieser Zeit urteilen?“ (Matth. 16, 23.) Auch heute geschieht es, daß das Wetter uns lebhaft beschäftigt, ja aufregt, und wir darüber, wie es sich gestalten wird, kluge Betrachtungen anstellen. Dabei berühren uns aber sittliche und soziale Mißstände in der Welt, selbst in der nächsten Nähe herzlich wenig und fragen wir nicht im mindesten nach verheißungsvollen Erscheinungen, die Morgenröte bedeuten. Es giebt aber doch noch andere und wichtigere Dinge und Fragen als das Wetter. Unsere Zeit stellt uns viele Aufgaben. Es drängt und treibt auf den verschiedensten Gebieten, nicht zum wenigsten auf dem Gebiete des Glaubens und der Ausbreitung des Evangeliums. Möchten die Menschen doch die Zeichen der Zeit verstehen! In allem Wechsel der Zeit und Verhältnisse behält jeder einzelne seine bestimmte Lebensaufgabe. Möchte jeder dafür offene Augen haben, es mit ihr gewissenhaft nehmen! Eins ist not, eins bleibt not.

Ich denke, jeder wird sich selbst die Antwort auf die Frage geben können: Dürfen wir über das Wetter reden?

Die neueste römische Taktik gegenüber dem nationalen Moment in der Los von Rom-Bewegung.

Die „Kölnische Volkszeitung“, die von Anfang an unserem Reisebericht über Nordösterreich besonders liebenswürdige Beachtung geschenkt hat, hat auf unsern Bericht über Leitmeritz (in Nr. 6) hin eine Enquête an Ort und Stelle veranstaltet, auf Grund deren sie in der Lage ist, unsere Mitteilungen über den Besuch in der Jesuiten- jetzt Seminarkirche, an zwei Punkten zu korrigieren.*) Denn sei die oratorische Leistung des Zöglings auf der Kanzel — nota bene ein „Reichsdeutscher aus Straßburg i. E.“ — keine Predigt, ich hatte geschrieben „ein lateinischer Sermo zur Verherrlichung der Kirche“ gewesen, sondern eine geistliche Lesung, die ein Kapitel aus dem Manuale Clericorum von J. Schneider S. J. Instructiones de Communione Sacramentali S. 150 betraf. Sodann aber stellt sie gegenüber dem von uns konstatierten Eindruck von der weit überwiegenden (ich schrieb zu 4/5) slavischen und dazu bäuerlich-groben Herkunft der ca. 60 anwesenden Zöglinge fest, daß nicht weniger als 30 unter den Alumnen (ob auch unter jenen Anwesenden?) zur Zeit Reichsdeutsche, vorwiegend aus dem Rheinlande seien, die übrigen Deutschböhmen und nur der geringste Teil Czechen. Indem wir für beide Korrekturen dankend quittieren, bemerken wir zu Nr. 2 — Nr. 1 wird nicht so tragisch genommen, da ich geschrieben hatte: „wenn ich recht verstanden habe“, was bei einer so schweren Sprache, wie dem Lateinischen, für einen gewöhnlichen Menschen, und zwar einen Ketzer, ja immer eine nötige Einschränkung ist — nur folgendes: Wohl möglich, daß ich mich bei dem Eindruck hinsichtlich der Abstammung getäuscht habe, da ich hier natürlich in erster Linie auf die Färbung, namentlich das Haar, angewiesen war, dies aber in Süddeutschland bekanntlich auch in der deutschen Gesellschaft zur Hälfte und darüber dunkel ist, so daß, wenn auch nur ein kleiner Teil slavischer Rasseangehörigen dazu kommt, man sich einer in ihrer Majorität dunkelfarbigen Rasse gegenüber glauben kann. Vor Schlüssen bei Einzelpersönlichkeiten auf ihre Herkunft habe ich selbst ja wiederholt gewarnt, und kann uns schon das angeführte Beispiel von Martin Luther belehren, dessen slavischer Typus von

*) Uns durch das „D. Volksblatt“, die württembergische „Germania“, vom 1. März mit entsprechenden Bemerkungen vermittelt.

mir am wenigsten bestritten wird. Übrigens enthält diese Berichtigung von eingeweihtester Seite ja eine Neuigkeit, die mir mehr wert ist, als jener ganze konstatierte Faux-pas. Das ist die Mitteilung, daß nicht weniger als 30 Zöglinge, also nahezu die Hälfte des derzeitigen Personalbestandes, zur Zeit aus Reichsdeutschen, meist Rheinländern, besteht, d. h. also: gegenüber der Abneigung der Deutschböhmen gegen slavische Pfarrer behilft man auch auf der katholischen Seite sich neuestens einfach mit dem Import von Reichsdeutschen, und zwar dem Massenimport von solchen! Wer erinnert sich da nicht, was für ein Geschrei durch die ultramontane Presse in Österreich und im Reiche seit Jahren über die paar Dutzend evangelischer Vikare ergeht, welche infolge der Los von Rom-Bewegung in Deutsch-Österreich ihre Anstellung gefunden haben und welch sorgfältige, über Jahre sich hinziehende Untersuchungen da über die Person jedes Einzelnen von diesen reichsdeutschen evangelischen Theologen von der staatlichen wie kirchlichen Behörde angestellt werden? Wenn aber ein einzelnes böhmisches Bistum — und noch nicht einmal ein sonderlich umfangreiches wie das Leitmeritzer — seinen klerikalen Nachwuchs gleich zu Dutzenden aus dem deutschen Ausland, und zwar vom Rhein, der deutschen Hochburg des verbissensten Ultramontanismus, bezieht, da schnauft kein Mensch davon. Oder doch? Uns wenigstens war diese Mitteilung, für die wir schönstens danken, etwas absolut Neues. Um so mehr empfehlen wir sie dem Evangelischen Bunde und speziell unsern Freunden in Österreich zur nachdrücklichen Beachtung und ausgiebigen Verwertung.

J. Gmelin.

„Es lebe das Leben."

Wie fast alle Stücke Sudermanns ist auch sein neuestes fünfaktiges Drama „Es lebe das Leben" ein Thesenstück; und der Knäuel von Problemen, der diesmal darin steckt, macht es interessant genug und läßt uns mit wirklicher Spannung dem Gang der Handlung folgen bis zum Schluß. Darin besteht ja überhaupt das Ernsthafte und Ernstzunehmende seiner Dichtungen. Aber wie immer, namentlich in seinen letzten Werken, so giebt er auch hier wohl die Probleme, die Lösung aber findet er nicht und findet sie offenbar immer weniger. Dazu fehlt ihm gerade das Wesentlichste — die Psychologie für die Zeichnung der Menschen und der feste Standpunkt dem Moralischen gegenüber, wobei es mir ganz gleichgiltig wäre, ob er ihn diesseits oder jenseits von Gut und Böse einnehmen wollte, nur ein Standpunkt müßte es sein. Man sieht hier wieder einmal, wie falsch es ist, von der ästhetischen die moralische Betrachtungsweise trennen zu wollen, das geht für die Kunst überhaupt nicht, und am allerwenigsten für die Kunst des Dramatikers.

Den Inhalt des neuen Stückes zu erzählen wäre nicht leicht, wollte man alle Fäden aufdröseln, die in den Knäuel hineingeflochten und hineingewirkt sind. Es ist etwas viel Beiwerk, darin zeigt sich eine entschiedene Abnahme der dramatischen Kraft gegenüber „Dem Glück im Winkel" z. B., das unzweifelhaft Sudermanns bestes Drama ist, gerade weil es kein Thesenstück und weil die Handlung so überaus einfach und einheitlich ist. Die Hauptfabel des neuen Stückes dagegen läßt sich mit wenigen Worten wiedergeben. Die Gräfin Beate v. Kellinghausen und der Baron Richard v. Völkerlingk, beide verheiratet, sie die Mutter einer Tochter, er der Vater eines Sohnes, die sich lieben und füreinander bestimmt sind, haben vor fünfzehn Jahren in einem ehebrecherischen Verhältnis zu einander gestanden. Das ist längst vorbei; wohl lieben sie sich noch, aber äußerlich wenigstens als Freunde, die die geistige Ebenbürtigkeit zusammenführt und auseinander hinweist. Beatens Mann ist völlig ahnungslos und den beiden gegenüber absolut vertrauensselig, der geistig Inferiore, aber doch im Bunde gewissermaßen der Dritte. Er hat zu gunsten des Freundes, den die konservative Partei als geistigen Führer dringend nötig hat, auf sein Reichstagsmandat verzichtet, Richard wird an seiner Statt gewählt — damit beginnt das Stück. Aber sein Gegner, ein sozialdemokratischer Agitator, ehemals sein Privatsekretär, hat aus jener Zeit zwei Briefe Beatens an den Baron, die ihr damaliges Verhältnis enthüllen. In einer seiner Reden hat er auf diese Vergangenheit Völkerlingks angespielt, und als das unbeachtet vorüberzugehen drohte, dafür gesorgt, daß die Sache unter die Bekannten des Kellinghausenschen Kreises kommt. Auf die Frage des immer noch vertrauenden Grafen v. Kellinghausen will nun zwar Richard sein Ehrenwort geben, daß das Verhältnis zu Beate ein reines geblieben sei; aber sie weiß, daß er dann nach Hause gehen und sich eine Kugel durch den Kopf schießen wird; denn als Ehrloser kann er nicht leben, und so verrät ihre Angst um den immer noch Geliebten alles. Und nun kann nur einer von den beiden Männern am Leben bleiben; aber um der Partei willen muß jeder öffentliche Skandal vermieden werden, da die Vertreter von Thron und Altar, von Sittlichkeit und Religion diese Blöße sich nicht geben dürfen. Deshalb verspricht Richard sich selbst zu richten, und der Graf acceptiert es, daß die Sache durch „eine Art von Selbstmord" erledigt werden solle. Nur braucht er noch zweimal vierunzwanzig Stunden, um in der Scheidungsfrage im Reichstag den konservativen Standpunkt zu vertreten und über die Heiligkeit der Ehe eine große Rede zu halten, was er auch, wie wir hören, mit viel Erfolg zu stande bringt. Beate aber, von namenloser Angst um sein ihr teures und der Partei so wertvolles Leben gepeinigt, beschließt, ihm mit dem Tod zuvorzukommen; dann darf er nicht sterben, weil sonst der Skandal ja doch offenkundig würde und der gleichzeitige Tod der beiden ihre Schuld offenbar machen müßte; bei ihr, der längst schon Schwerleidenden, fällt es nicht auf. Bei einem des äußeren Scheins wegen gehaltenen Mahle, bei dem die beiden Todeskandidaten bedeutungsvolle Toaste ausbringen, Beate das Leben leben läßt, stirbt sie an Gift, das sie unbemerkt in ihren Wein gegossen, und damit ist Richard dem Leben erhalten, er muß, koste es ihm, was es wolle, weiterleben.

Man sieht, wie vielerlei hier angelegt, wie viele Probleme hier aufgegeben und zur Diskussion gestellt sind. Zunächst die alte Schuld, die, scheinbar längst begraben, nach Jahren wieder aufwacht, die beiden Sünder vor die Stunde der Entscheidung stellt, aber auch Unschuldige mit derselben Schwere trifft und namentlich auch das Glück der Kinder ins Wanken bringt. Dieses Problem der alten Schuld, die fortwährend Böses muß gebären, hat Sudermann in seinem Roman „Es war" behandelt, aber damals viel origineller und tiefer, sittlich viel bedeutsamer und ernster. Hier ist es fast nur wie das Exempel zu der banalen Regel von der Sonne, daß nichts so fein gesponnen sei, das sie nicht an den Tag bringe. Auch die Kinder der beiden Sünder brauchen die Notausgänge nicht, durch welche Beate über ihr Grab hinaus ihr Glück schützen und retten will. Also mit diesem Problem ist es wirklich nichts.

Aber das Stück heißt ja auch nicht „Es war", sondern „Es lebe das Leben!" Sehen wir also da zu. Beate liebt das Leben, wie sie selbst sagt: „Mein Dasein — das ist seit Jahren nur eine große Kette von Ängsten gewesen — das hab' ich mir Stunde für Stunde in der Apotheke kaufen gehen müssen. Aber dieses elende Stück Leben, das hab' ich viel, viel zu lieb, das halt' ich tausendmal zu hoch, um es heute vor Dir oder sonst irgend jemand zu verleugnen. So lieb' ich es." In letzter Stunde noch hebt sie das Glas und ruft aus vollster Seele: „Es lebe das Leben!" Und schließlich tötet sie sich doch! Damit der Freund lebe — so stirbt sie für sein Leben. Aber wie nun das Opfer gebracht ist, da sagt Richard: „Du siehst ein, daß ich leben muß, nicht will . . Leben . . weil ich . . gestorben bin." Das Opfer war also ein vergebliches, auch er, der leben soll, ist tot, eben durch dieses Opfer mit getötet. Und so könnte das Stück mit ebensoviel oder noch mit viel mehr Recht heißen: Es lebe der Tod! Also auch mit diesem Problem ist es nichts.

So kommt nun ein Drittes an die Reihe, die Duellfrage. Richards jugendlicher Sohn hat eine Broschüre dagegen geschrieben und hat auf Befragen gesagt: nicht Duell, sondern

Selbstgericht! Selbstgericht aber heißt — Selbstmord. Und das nimmt der beleidigte Graf v. Kellinghausen von dem ehemaligen Freund an! Abgesehen von der Unmöglichkeit für einen preußischen Junker, so zu handeln, ist denn nun Selbstmord so viel höher als Duell, approbierter Selbstmord so viel besser als regelrechter Mord? Das ist ein quidproquo, keine Lösung, und so ist es auch mit dem dritten Problem nichts.

Warum denn aber nun alle diese Umwege und Umschweife? Der Partei zu liebe, wobei es eigentlich Nebensache und doch nicht ganz Nebensache ist, daß diese Partei die konservative ist. Steht nun der Baron von Völkerlingk unter der Parteimoral, oder ist er über sie erhaben und nur als Mensch gebunden und sich bindend an die Gebote der allgemeinen menschlichen Moral? Ja, wer das wüßte! Nicht einmal bei Beate ist es ganz klar. Sie neigt stark zu Nietzsche, zum Individualismus, zum Recht sich auszuleben, zu der Stellung jenseits von Gut und Böse, wenn sie sagt: „Muß denn alles, was wir aus unserer Natur heraus handeln, in Schuld und Reue wie in einem Mörser kurz und klein gerieben werden? Sünde? Ich weiß von keiner Sünde, denn ich that das Beste, was ich aus meiner Natur heraus zu thun vermochte. Ich habe mich von eurem Sittengesetze nicht zerbrechen lassen wollen; das war mein Selbsterhaltungsrecht." So hat sie ihren Nietzsche wohl studiert; nur darf sie dann nicht fortfahren: „Vielleicht war es auch Selbstmord. Gleichviel!" Denn das ist nicht gleichviel, sondern genau das Gegenteil. Aber immerhin: sie, die so die Selbstsucht heilig und selig spricht, braucht auf die Partei, auf „die Gesamtheit" keine Rücksicht zu nehmen. Und sie thut es dennoch, wenn sie Richard schließlich doch nur für die Partei erhalten und retten will. Viel unklarer noch als die Haltung der Frau ist aber die Stellung des Mannes. Gewissen ist ihm nicht übel „Gemeinsamkeitsgefühl", und das rumort in ihm, protestiert gegen seine Absicht, als Ehebrecher die Heiligkeit der Ehe öffentlich zu vertreten; er sagt sich: „wie kann ich das, was ich da reden will, vor Gott und der Welt verantworten, wenn das, was ich lebe und handle, ihm als Hohn ins Gesicht schreit?" Und dann hält er die Rede natürlich doch und entwickelt „aus der Psychologie des modernen Menschen ein Bild der heutigen Ehegemeinschaft, ihrer Aufgabe nach außen und ihrer inneren Notwendigkeit — ein Bild von solcher Schönheit, von solcher Hoheit". Die Partei aber vermißt, so schön und groß das alles gedacht ist, an der Rede doch etwas, das Religiöse, das Gottgewollte in den ethischen Fundamenten der Ehe. Was gilt nun? die Partei und ihre Anschauung von Sitte und Sittlichkeit? oder der Individualismus des sich Auslebens jenseits von gut und böse? oder die gute, alte Menschheitsmoral mit ihrer Heiligkeit der Ehe und staatlichen Ordnung und mit ihrem schlichten menschlichen Gewissen, das Sünde Sünde heißt und sich dafür verantwortlich fühlt? Alles das kommt zu Wort, aber zur Entscheidung kommt auch hier gar nichts.

So haben wir Probleme, aber kein Problem, haben Fragen, aber keine Antwort, haben Gedanken, aber keine Klarheit. Und dazu nun die Menschen. Auch ihnen gegenüber versagt diesmal die Kunst Sudermanns, es fehlt an Psychologie. Zunächst die Parteimänner: sind das die ostelbischen Junker, wie sie Sudermann in „Es war" und im „Glück im Winkel" so meisterhaft geschildert hat? Der Parteiführer v. Brachtmann, was ist das für eine farblose, verwaschene Figur? Herr v. Berkelwitz hat etwas mehr Bodenfarbe, aber er ist zu episodenhaft; der Prinz Usingen — gewissermaßen der über der Partei stehende Chorus, der Sudermanns abfällige Urteile über die Konservativen auszusprechen und zugleich in sich zu verkörpern hat, aber eben deshalb völlig unmöglich ist. Ganz besonders schlimm aber steht es mit der männlichen Hauptfigur, mit Richard v. Völkerlingk: ein geistvoller Mensch und ein großer Redner — soll er sein; erfahren, erleben thun wir von alle dem nichts, seine Rede bekommen wir nicht zu hören. Im Stück aber benimmt er sich so haltlos, so schwächlich als möglich; er ist nicht geistvoll, sondern geradezu geistlos, fast dumm, er ist nicht der Starke und Kraftvolle, er ist der Schwächling und eine Puppe, er hat das Gewissen wirklich nur, um dadurch unsicher gemacht zu werden und daran zu verbluten. So bleibt von den Männern nur der Graf v. Kellinghausen — „ein dummes Luder", wie er sich selber nennt, ein Mann mit viel gesundem Herzensverstand, die sympathischste Figur im Stück und eben deswegen ganz verzeichnet. Denn nun fällt ihm unsere ganze Sympathie zu, und nun versteht man wirklich nicht, warum sich Beate nicht lieber an diesen als an den andren gehalten hat; mit ihm hätte sie wirklich weniger „genügsam sein" müssen als mit ihrem genialen Freund. Damit wird aber Beate selber, sie, die eigentliche Hauptfigur des Stücks und die Trägerin seiner Idee, nur noch unbegreiflicher als sie es schon an sich ist — eine Mischung und nichts ganz und nichts recht. Die geistvolle Egeria der Partei, die vielleicht „in ihrem Innersten nicht mehr auf dem Boden der Partei steht und der es Freude macht, über sie hinwegzusehen"; wenigstens erfüllt sie Richards Sohn mit allerlei recht ketzerischen Gedanken über die Gottähnlichkeit der Konservativen und die Vernünftigkeit ihrer heiligsten Prinzipien; die treffliche Hausfrau und Mutter, der ihr Mann das Zeugnis ausstellt, daß er mit ihr zufrieden gewesen sei, die eine Pastete erfunden hat und in der eine große Köchin zu Grunde geht — „das Normalweib der alten Schule" nennt sie sich, freilich in ironischer Ekstase, selber; aber von der Tochter und von dem Sohne des Geliebten wird sie im Ernst verehrt wie eine Heilige, und in jener hat sie wirklich auch ein holdes Wunder erzogen, stolz sagt sie von ihr: „sie wird!" Und daneben redet sie doch zuweilen fast wie eine Buhlerin über die Thorheiten, die sie begangen, moralinfrei wie ein Nietzscheesches Überweib; vom Gewissen will sie nichts wissen, die Lebenslüge, an der andere ersticken würden, hat sie fünfzehn Jahre lang getragen und redet frivol genug darüber, als wäre es statt Sünde doch nur ihr gutes Recht; bei Nacht aber, da wandert sie ruhelos umher, kommt an das Bett ihres Kindes, wagt es nicht sie zu berühren, sondern streichelt nur leise ihre Kopfkissen und ihre Thränen fallen auf das Gesicht der Tochter — fast gar das Bild einer reuegeplagten Lady Macbeth. So schwankt ihr Bild wirklich unklar genug zwischen dem eines genialen Übermenschen Nietzscheescher Observanz und dem eines normalen Pflichtmenschen der alten Schule.

Damit aber fällt das Stück im ganzen, wenn diese Frau nicht ganz glaublich und nicht ganz sympathisch wird. Und so ist denn auch die Wirkung von der Bühne herab gegen das Ende schwächer und schwächer, der Beifall nimmt vom vierten Akt an stark ab; zumal da hier die ganz unwahrscheinliche Geschichte mit dem Sozialdemokraten dazwischen kommt, der zuerst handelt wie ein ganz gemeiner Ehrabschneider, wenn er sogar den beiden beteiligten Frauen die betreffende Zeitungsnummer zuschickt, und der dann, getroffen durch die gewaltige und ganz subjektive Rede Richards, wie eine Figur aus dem Rührstück den Großmütigen spielt und — freilich zu spät — die Beweisstücke zurückgiebt, die er in Händen hat. Und doch ist er eine der gelungensten Figuren des Dramas und trefflich das Wort von ihm: „Märtyrer werden wir alle, die wir es ernst nehmen!" Es ist nicht das einzige gut gemünzte Wort im Stück; andere freilich klingen daneben auch wieder ganz phrasenhaft und hohl, so das zweimal den Kindern zugerufene Wort Beatens: „Laßt Weihe über euch sein." Zur Weihe gehört Stille und Ruhe, Wucht und Einfachheit; dem Stück fehlt es daran, es ist laut und unruhig, flächenhaft und zerrissen, und deshalb fehlt ihm die Weihe. Schade, denn der Stoff ist gut, aber die Kraft des Künstlers reichte nicht aus ihn zu gestalten.

Straßburg i. Els. Theobald Ziegler.

Umschau.

(**Lutherisches Mißvergnügen.**) Die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung" bereitet dem neuen Blatt des „Ausschusses für die Evangelische Kirche in Österreich", „Die Wartburg", übeln Empfang. Im biedermännischen Tone: — „Wir bitten, uns freundlich Gehör zu schenken und, wo wir geirrt haben sollten, uns zurecht zu weisen. Wir werden dankbar dafür sein—", wird versucht, das neue Blatt und die ganze

Thätigkeit des Ausschusses zu diskreditieren. Darin kommt ein Mißvergnügen zum Ausdruck, welches die streng konfessionelle Richtung über die ganze Entwicklung in Österreich empfindet. Hätte doch nach dem Parteischema diese Bewegung ebenso, wie die innere und äußere Mission einen richtigen Reichsgottescharakter in sich tragen sollen, um sich unter der Leitung bekenntnistreuer Führer in „gesunden" Bahnen zu bewegen. Nun sind aber die Versuche der Herren vom lutherischen „Gotteskasten" auf ein außerordentlich enges Gebiet beschränkt geblieben, während der in „Bekenntnis"fragen recht verdächtige Superintendent Meyer in Zwickau seine Fäden immer weiter spannt. Diese ganze Entwicklung wird den Herren immer unheimlicher: „Nicht eine in Buße und Glaube sich sammelnde evangelische Gemeinde haben wir vor uns, sondern eine erregte Menge mit dem Feldgeschrei: „Los von Rom!" klagt die Luthardtsche.

Das Erscheinen eines neuen Blattes des Ausschusses giebt erwünschte Gelegenheit, diesem Mißvergnügen Ausdruck zu verleihen. Hierbei versichert der Artikelschreiber: „Wir sind keine Freunde des Ultramontanismus, daraus haben wir nie ein Hehl gemacht. Kampf gegen ihn muß sein, und je energischer er geführt, je größer der Erfolg sein wird, desto mehr werden wir uns freuen." Dabei suchen wir vergeblich in der ganzen Kundgebung nach einem Worte der Anerkennung für die unermüdliche und doch wohl auch in den Augen der Konfessionellen nicht erfolglose Arbeit des Ausschusses. Vieles könnte vielmehr auch ganz gut in einem ultramontanen Blatt stehen und alles ist eine kleinliche Nörgelei an dem genannten Ausschusse und dessen Vorsitzenden.

Das Mißvergnügen unserer Konfessionellen wird durch folgende Dinge erregt. Dieselben sollen hier kurz aufgeführt werden, um nachzuweisen, wie wenig ein kräftiges evangelisches Gemeingefühl in jenen Kreisen pulsiert.

Eine längere Kritik widmet der Berichterstatter zunächst dem Aufsatz, mit welchem Sup. Meyer die „Wartburg" einführt. Wenn der Verleger J. F. Lehmann auch etwas überschwenglich behauptet, dieser Aufsatz „sei berufen, der deutschen Nation neue Wege zu ihrer Weiterentwicklung zu weisen", so ist derselbe jedenfalls ein kraftvolles Manifest, ein Aufruf voll flammender Gewalt. Was aber sagt unser lutherischer Glaubensbruder darüber: „Nicht ohne Schmerz ersahen wir aus der „Wartburg", wie uns bedünken wollte, daß der Wagen wieder in den „Koth" zurückgeschoben werden soll und daß man diese Art der Bewegung nicht mehr auf Österreich beschränken, sondern auf alles, was deutsch heißt, ausdehnen will."

Was vermag denn die „Allg. Evang. Luth." zur Begründung dieser schweren Beschuldigung beizubringen? Daß Meyer der Hoffnung Ausdruck giebt, es werde ein Gericht über den Ultramontanismus hereinbrechen und daß „Protestantismus und Deutschtum vereint einer großen Zukunft entgegengehen". Ja, wenn der Kritiker diese Hoffnung nicht zu teilen wagt, warum ist er dann überhaupt Protestant? Ein schöner Protestant, der „die Millionen deutscher Katholiken mit ihren Erzbischöfen, Bischöfen und Priestern, mit ihren Klöstern, Mönchen und Nonnen, mit den mächtigen Legionen katholischer Blätter und Zeitungen" sich vorstellt und daran verzagt, daß die Wahrheit des Evangeliums gegenüber dieser Gewalt siegreich vorschreiten muß und wird! Und das ergrimmt unsern Glaubensbruder am meisten, daß Meyer germanische Art für naturaliter evangelica (von Natur evangelisch) erklärt! Als wenn diesem Worte nicht mindestens ebensoviel Wahrheit innewohnte, wie dem zu Grunde liegenden Ausspruch Tertullians, wonach die Menschenseele eine von Natur christliche sei. Welch thörichte Folgerungen werden dann aus der Aufstellung Meyers gezogen! Als wenn dieser irgendwie daran dächte, zu bestreiten, „daß noch andere Faktoren, als bloß die nationalen, bei der Frage der Konfession in Frage kommen"; oder „das evangelische Christentum für uns Deutsche allein zu reklamieren"! Will denn eigentlich der Kritiker mit aller Gewalt mißverstehen?

Tiefste sittliche Entrüstung hat es ferner bei den Bekenntnistreuen erregt, daß der Lehmannsche Verlag eine größere Anzahl Probenummern an Freimaurerlogen versandt hat. Darin sieht der Kritiker in Übereinstimmung mit der ultramontanen „Germania" „ein versuchtes Bündnis von Freimaurern und evangelischer Bewegung". „Es ist sehr viel „Koth an den Wegen", jammert er. Also die Freimaurer werden einfach mit Koth verglichen!? Das ist ja die reine Miß Vaughan-atmosphäre! Gerade wenn die Freimaurer solche Satansgesellen sind, sollte sich unser wackerer Lutheraner doch freuen, wenn sie mit christlicher Lektüre versorgt werden und erst wenn das „Gift" des Freimaurertums in die Spalten der „Wartburg" gelangte, wäre es am Platze, Lärm über diesen Greuel zu schlagen.

Weiter wird bemängelt, daß der „Ausschuß" sich den Titel beilegt: „Für die Förderung der evangelischen Kirche in Österreich". Anfänglich nannte sich der Ausschuß „Für die Förderung der evangelischen Bewegung in Österreich". Allein je länger er thätig war, umsomehr offenbarte sich, daß, abgesehen von der sog. gegenwärtigen „Los von Rom-Bewegung", umfassende kirchliche Notstände und Aufgaben in Österreich bestanden, welche einen ad hoc eingesetzten Ausschuß rechtfertigten, der ergänzend der Arbeit des Gustav Adolf-Vereins zur Seite treten müsse. Wäre der alte Titel beibehalten worden, dann hätte der Kritiker vermutlich ausgerufen: „Seht, jene Wühler! Künstlich wollen sie eine Bewegung schaffen, die doch Gott allein geben kann". Nun, da der frühere Name um seines agitatorischen Beigeschmacks gefallen ist, fühlt sich die Luthardtsche berufen, den Gustav Adolf-Verein vor ihm in Schutz zu nehmen. Als wenn dieser sich sonst so hoher Gunst bei den Lutheranern erfreuen dürfte! Wenn aber der Verfasser unschuldsvoll fragt: „Wer ist dieser Ausschuß zur Förderung der evangelischen Kirche in Österreich? Ist er ein Zweig des evangelischen Bundes? oder ein besonderer Verein? Steht er in Beziehung zum Gustav Adolf-Verein? so hätte ja eine 5 Pfennig-Postkarte an Superintendent Meyer genügt, um diese Neugierde zu befriedigen, wenn wirklich im hellen Sachsenlande sonst niemand Auskunft zu geben vermochte.

Das letzte „Desiderium", diesmal ein sachliches, ist, daß der Ausschuß zu viel Vikare anstelle und Kirchen baue. Hierzu erlauben wir uns ein kurzes Wort vom Schauplatz der Bewegung her.

Thatsache ist, daß der „Ausschuß" mit einem bergeversetzenden Vertrauen Vikare und immer wieder Vikare anstellt (jetzt wohl schon 70), daß er auch Kirchbauten im weitesten Umfang begünstigt. Es ist freilich thörichtes Gerede, wenn die „Luthardtsche" schreibt: „Die „Notbauten" des Ausschusses würden ohne den Gustav Adolf-Verein vielfach wieder zusammenbrechen." Denn seit Anfang besteht der Grundsatz, daß die Kirchbauten Domäne des Gustav Adolf-Vereins sind und bleiben müssen. Der „Ausschuß" giebt zur Gründung eines „Kirchbau-Vereins", bei Grundsteinlegung und Weihe einen Beitrag, scheidet aber im übrigen alle Bausachen aus seiner Thätigkeit aus. Wenn nun der Bekenntnismann sich darüber wundert, daß in Deutschland die Bewohner von Filialgemeinden oft zwei und drei Stunden zum Pfarrort haben, während man in Österreich schon für 50 oder 70 Leute einen Vikar hinsetze und zu bauen anfange, so ist darauf folgendes zu erwidern. Erstens sind diese neuen Vikare jeweils für einen umfangreichen Sprengel bestimmt, dem zumeist jede evang.-kirchliche Organisation fehlt und der in den meisten Fällen ohne erreichbaren Seelsorger, ohne Religionsunterricht und ausreichende Gottesdienste ist. Solche Zustände können doch nicht in Vergleich gestellt werden mit den kirchlich organisierten Gebieten des Deutschen Reiches, wo auch ein weiterer Kirchgang in Kauf genommen werden muß, wenn im übrigen die kirchlichen Bedürfnisse gedeckt sind. Zweitens ist der große Unterschied zwischen Deutschland und Österreich, daß wir dort auf Vermehrung durch Übertritte nur in geringem Maße rechnen dürfen, während in Österreich überall da, wo kirchlich etwas geboten wird, auch Erfolge zu erzielen sind. Drittens ist man in Österreich sehr häufig vor die Frage gestellt, ob man Anfänge einer Gemeindebildung wieder verkümmern lassen will oder nicht. In vielen Fällen ist die einzige Möglichkeit der Fortentwicklung vorhandener Ansätze nur in der Anstellung eines Vikars und Kirchbau zu finden.

Hier ist nun ein doppelter Standpunkt möglich: Entweder man stellt sich, wie die Luthardtsche Kirchenzeitung, auf den Standpunkt der nüchternen Berechnung und sagt: „Die äußere Organisation soll mehr nach den vorhandenen Mitteln eingerichtet werden". Oder aber, man stellt sich auf den Standpunkt des Glaubens und sagt: „Die Sache ist aus Gott, Gott will es, daß die Stunde genutzt werde, und er ist so reich, daß er uns auch die materiellen Mittel darreichen wird, wenn er uns eine geöffnete Thür zeigt.

Eines der thätigsten und angesehensten Mitglieder des Vereins, zu dessen Schutz sich diesmal die Luthardtsche Kirchenzeitung berufen fühlt, des Gustav Adolf-Vereins in Königreich Sachsen, sagte vor kurzem dem Schreiber dieses: „Aus meiner langen Erfahrung heraus würde ich niemals einer Diasporagemeinde vom Kirchbau abraten." Der Mann hatte tausende von Kirchbauten entstehen sehen, aber anscheinend doch niemals einen Zusammenbruch eines solchen erlebt. Darum sein festes Vertrauen, daß auch die riesenhaft gewachsenen Aufgaben der österreichischen Diaspora gelöst werden würden. Und wir, die wir oft genug des „Unglaubens" oder „Halbglaubens" seitens der „Luthardtschen" geziehen wurden, möchten ihr doch raten, sich etwas mehr dieses Glauben, den wahrhaft apostolischen, anzuschaffen, dann dürfte auch das evangelische Gemeingefühl und der Luthergeist bei diesem Lutherblatt sich mehren.

Kirchliche Nachrichten.

d. (**Berlin.**) Mittwoch, dem 2. April, vormittags 9 Uhr, fand die Versammlung der Freunde der positiven Union statt, zu der sich ungefähr 200 bis 250 Vertreter dieser Gruppe eingefunden hatten. Um ½ 10 Uhr hielt Superintendent Lic. Hoffmann die Morgenandacht über 1. Petr. 1, 3 ff. Sodann erfolgte die Begrüßung durch den Vorsitzenden Graf Zieten-Schwerin, der darauf hinwies, daß es Zweck dieser Versammlung sei, sich auf die in den nächsten Jahren stattfindenden Provinzial- und Generalsynoden genügend zu rüsten. Ob diese künstliche Mobilisierung der positiven Union wirklich im stande sein wird, jener alten Vereinigung neues Leben einzuflößen, muß einstweilen dahingestellt bleiben. Jedenfalls machte die Versammlung nicht den Eindruck, als ob sie im stande sein werde, Leben gestaltende und gebende Kräfte zu entbinden. Es herrschte trotz mancher optimistischer Äußerungen einiger Redner im ganzen doch eine resignierte Stimmung, die Schmerz empfand über den zunehmenden Unglauben, besonders der theologischen Fakultäten, als auch über die Schwäche der Kirchenregimenter. Als einzigen Trost in so schwerer Zeit empfand man es, daß eben die positive Union noch bestand, die von vielen schon tot gesagt sei, aber die noch Leben in sich spüre. Am Abend vorher hatte eine geschlossene Versammlung stattgefunden, die Resultate derselben legte der Vorsitzende kurz dar. Es sollte unter anderm an die Provinzialsynode die Bitte gerichtet werden, Generalsuperintendenten und Superintendenten als Oberhirten (?) besser zu honorieren. Der Generalsynode sollte der Wunsch übermittelt werden, der Kirche eine wirksame Mitwirkung einzuräumen bei der Besetzung der theologischen Lehrstühle zur Wahrung ihres Bekenntnisstandes. Jedenfalls wäre eine Befolgung des letzteren Wunsches, der theologischen Wissenschaft mit einem halben Dutzend Strafprofessoren nachzuhelfen, das beste Mittel, sie zu Grunde zu richten. Um 10 Uhr begannen die Vorträge, die mit stoischer Ruhe angehört wurden, nur bei den höchsten Kraftstellen ertönte ein schüchternes Bravo. Prof. D. v. Hase sprach über „Die positive Religion und der Glaube". Hof- und Domprediger Ohly über „Die positive Union und die evangelisch-protestantischen Interessen." Der erstere versuchte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu schildern, wie gering die Unterschiede seien zwischen der lutherischen und der reformierten Kirche und im entferntesten nicht so groß und schwerwiegend, als die Streitfragen innerhalb der modernen Theologie. Ein ein wenig eindringenderes Studium der Kirchengeschichte seines Vaters könnte diesen Herrn vielleicht eines Besseren belehren. Wurde er hier nicht der Ansicht Luthers gerecht, so auch nicht in der Beurteilung der Bücher Alten und Neuen Testaments, an denen bekanntlich Luther ziemlich strenge Kritik geübt hat, und sie absolut nicht annahm, weil sie in der Heiligen Schrift stehen. Ich erinnere nur an Luthers Bemerkungen über den Jakobus- und Hebräerbrief über die Johannisapokalypse und Esra. In der folgenden Diskussion zeichnete sich besonders Hofprediger a. D. Stöcker aus. Man merkte es seiner Rede an, wie sehr er die Zeit vermißte, in der man mit Knütteln und anderen derartigen Machtmitteln strenge Rechtgläubigkeit zu wahren wußte. Es soll freilich nicht verkannt werden, daß er temporum ratione habita auch mildere und friedlichere Töne anschlug.

In anerkennenswerter Weise erwähnte Hof- und Domprediger Ohly die Verdienste des Evangelischen Bundes, wofür er lebhaften Beifall erntete. In der späteren Diskussion sprach dann auch Prof. Dr. Witte den Wunsch aus, daß die Gruppe der positiven Union sich dem Evangelischen Bunde anschließen möge, was voraussichtlich wohl ein Wunsch bleiben wird.

Mit einem Festmahl endete die Versammlung.

— Von befreundeter Seite schreibt man uns: Die „National-Zeitung" bringt in der Abend-Ausgabe vom 9. d. M. eine Notiz über den Konfirmanden-Unterricht in Berlin, die mancherlei Irrtümer enthält. Da manche Konfirmanden-Eltern dadurch irre geführt werden könnten, mag sie hier berichtigt werden. Erstlich ist das schon irrig, daß bisher die Geistlichen sollen den Unterricht auf diese oder jene Stunde gelegt und sich dabei im Kampfe mit den Leitern der höheren Schulen befunden haben. Die Geistlichen haben bei uns überhaupt nicht die Konfirmandenstunden zu legen, sondern es wird ihnen deren Zeit von der kirchlichen Behörde vorgeschrieben, die mit der Schulbehörde darüber Vereinbarung trifft. So wird auch jetzt nicht „die oberste Schulbehörde" den Unterricht auf eine andere Stunde „verwiesen" haben, sondern es wird auch dabei mit der kirchlichen Behörde verhandelt worden sein. Falsch ist, daß bisher „von den Geistlichen die Konfirmandenstunden meistens auf die Mittagszeit (11—12) verlegt wurden. Die Stunden für den Unterricht der Konfirmanden aus höheren Schulen waren festgelegt auf 12—1 für die Mädchen (Montag und Donnerstag) und 11—12 für die Knaben (Dienstag und Freitag). Endlich falsch ist, daß die Konfirmandenstunden „auf die Nachmittagsstunden" verwiesen seien. Die ganze Änderung besteht darin, daß die Knaben aus den höheren Schulen von jetzt ab auch von 12—1, statt von 11—12 kommen sollen. Übrigens hat sich unseres Wissens gegen die Nachmittagsstunden, die manchem Geistlichen sehr erwünscht wären, gerade die Schulbehörde erklärt, wegen „Überbürdung". Sehr genau hatte sich der Berichterstatter nicht unterrichten lassen.

— (**Pfalz.**) Es ist erbärmlich, daß für die Protestationskirche in Speier fort und fort gebettelt werden muß, daß sich die Summen nicht finden, um dies Ehrenmal zu vollenden. Um so erfreulicher ist es, daß nun der Verband evangelischer Arbeitervereine der Rheinpfalz 1200 M. und der rheinisch-westfälische Verband 1700 M. für den Kirchbau zusammengebracht haben.

— (**Rheinland.**) Bei der Tagung des Rheinischen Provinzial-Lehrerverbandes in Koblenz wurden die Vertreter der Regierung, die zur Begrüßung nicht erschienen waren, vermißt — aber wohl nicht entbehrt. Auch die Stadt Koblenz entsandte erst zum zweiten Tage einen Vertreter zur Begrüßung. Es ist Streit darüber, welche Gründe die Regierung von der Teilnahme fernhielten. Man vermutet, die ultramontane Hetze, die diese Tagung begrüßte und die Bestrebungen des Verbandes als unchristliche brandmarken wollte, hätten zu der heute so beliebten Rücksichtnahme auf katholische Gefühle veranlaßt. Mag dem sein, wie ihm will. Wir freuen uns des Mutes, mit dem Herr v. Kügler trotzdem das Begrüßungstelegramm der Lehrerschaft in herzlichen Worten erwiderte und der freien, frischen Bewegung, die in den Kreisen der Lehrer herrscht, die sich im Deutschen Lehrerverband sammeln.

— (**Schlesien.**) Die evangelische Konferenz tagt am Dienstag, den 29. April, 9½ Uhr, in Liegnitz. Vortrag des Professors D. Wrede-Breslau, über: „Charakter und Tendenz des Johannes-Evangeliums".

Der Schlesische Hauptverein des Evangelischen Bundes hält seine 15. Generalversammlung am 15. und 16. April in Breslau. Vorträge: „Der schlesische Adel und das evangelische Bekenntnis" (P. v. Dobschütz-Oppeln) und „Die Erziehung zur Pflicht im Protestantismus und die Gesundheit des Volkslebens" (Prof. D. Scholz, Berlin).

— Eine Heiligtumsfahrt will in diesem Jahre das Kollegiat-Stiftskapitel in Aachen veranstalten. An großen Reliquien sollen dabei der Menge gezeigt werden folgende im Marienschrein aufbewahrte Gegenstände: Ein Unterkleid der Jungfrau Maria, — die Windeln des Jesuskindes, — das Lendentuch Christi, — das Leintuch, auf dem der Täufer Johannes enthauptet wurde. — Heilige Einfalt?

— (**Südafrika.**) Wie die Missionsgesellschaft durch Veröffentlichung eines Briefes der Witwe mitteilt, ist von einem englischen Offizier des australischen Kontingents der Missionar Heese erschossen worden, gegen den nichts vorlag, als daß man ihn im Verdacht hatte, Augenzeuge der Ermordung von Burengefangenen gewesen zu sein. Greuel häufen sich auf Greuel in diesem unseligen Krieg, den die Goldgier einst begonnen hat. Die englischen Berichte rühmen den Rückgang der Kinder-Sterblichkeit in den Konzentrationslagern, der Grund dieser Erscheinung ist darin gefunden, daß fast alle kleinen und schwächlichen Kinder — dem Elend erlegen sind,

— (**Geistliche Geschmacklosigkeit.**) Aus unserm Leserkreise geht uns ein Zeitungsausschnitt mit nachstehender Annonce zu, die an Geschmacklosigkeit das Menschenmögliche leistet:

Nur eine Mark erbittet in der Stunde, da vor 1870-Jahren ein „Deutscher" Hauptmann unter dem Kreuz ausrief: Das ist ein frommer Mann und Gottes Sohn gewesen, zu einem Gedächnis an diesen und zu einem Denkmal für den Hauptmann zu Kapernaum, von dem der Herr rühmt: Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden, für die unter dem Protektorat Ihrer Majestät der Deutschen Kaiserin demnächst vollendete Kapernaum-Kirche an der Seestraße in Berlin von jedem Deutschen Hauptmann, der es jetzt ist, oder längst war, oder bald werden möchte.

L. Diestelkamp, Pfarrer bei Nazareth und Kapernaum, anno 1870 Krankenpfleger und Lazarethgeistlicher, als solcher von Kaiser Wilhelm I., dem Großen, persönlich bestätigt, als Allerhöchstderselbe bei Saarbrücken die Französische Grenze überschritt.

Allgemeines.

— In Berlin fand am 7. April eine von Geistlichen und Gemeindegliedern gut besuchte Versammlung der **Protestantenblattleser** statt, die höchst interessant und anregend verlief und für die Ausbreitung des Blattes die besten Hoffnungen macht. Die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Ansprachen sowie eine zusammenfassende Darstellung der Verhandlungen werden wir in der nächsten Nummer veröffentlichen.

Bochumer Gussstahl-Glocken.

Schöner, reiner Ton. — Wesentlich (bei den heutigen hohen Preisen des Kupfers und Zinns **um mehr als die Hälfte**) billiger als Bronzeglocken, aber viel weiter tragender Ton und widerstandsfähiger als letztere, auch bei Fall von großer Höhe und Feuersgefahr. — Lange Garantie. — Zweckmäßig und solide gearbeitetes Zubehör. — Bis Ende 1900 4200 Kirchen- und 7000 Signalglocken geliefert. —

Prospekte mit Zeichnungen und vorzüglichen Zeugnissen auf Wunsch.

Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation.
Bochum in Westfalen.

Man verlange Probenummern vom Verlag!

Die Christliche Welt.

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände.

Herausgeber: Dr. theol. **Rade** in Marburg.

Fünfzehnter Jahrgang.

Besprechung aller religiösen und ethischen Fragen, sowie von Litteratur, Kunst und öffentlichem Leben, soweit sie sich mit Religion und Moral berühren.

Probenummern versendet jederzeit unentgeltlich

Verlag der Christlichen Welt,
Marburg in Hessen.

Die Zeit | Die Hilfe

Herausgeber: **Fr. Naumann**

Nationalsoziale Wochenschrift	Nationalsoziales Volksblatt
Wöchentlicher Umfang	
32 Seiten	1½ Bogen
Preis vierteljährlich	
3 Mark durch Post und Buchhandel	**1 Mark** durch Post u. Buchhandel, 60 Pfg. und Trägerlohn bei den Agenten

o o o

Probe-Nummern beider Zeitschriften
versendet gratis und in jeder gewünschten Anzahl der

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Die

Allgemeine Deutsche Universitäts-Zeitung

Halbmonatsschrift für geistige Bestrebungen

(Organ der Allgemeinen Deutschen Studentenschaft),

die soeben ihren **XVI. Jahrgang** begonnen hat und deren für Wahrheit und Recht eintretende Tendenz sowohl, wie auch der Name des seit 15 Jahren an ihrer Spitze stehenden rühmlich bekannten Herausgebers und Gründers, Geh. San.-Rat **Dr. Konrad Küster**, ihr die Sympathieen der gesamten deutschen akademischen Welt des In- und Auslandes sichern, ist vom 1. Januar ab in den neu gegründeten Verlag **„Aesculap" Berlin NW. 7** (Inh.: Schriftst C. W. Marschner) übergegangen, der die »Allgem. Deutsche Universitäts-Zeitung« um ein von **Dr. Hans Lehrecke** (Karlshorst) redigiertes, insbesondere den wirtschaftlichen Interessen der Ärzte dienendes **Beiblatt „Aesculap"** erweitert hat.

Die Zeitschrift nimmt zu allen Zeit- und Streitfragen, getreu ihrem Wahlspruche: »Für Wahrheit und Recht!« frei und offen Stellung; zu den Lesern der »Allgem. Deutschen Universitäts-Zeitung« zählend, heist deshalb auch ein Kämpfer für Wahrheit und Recht sein!

Bezugspreis pro Semester (Halbjahr) **3 Mk.** (Postnummer 110.)
Probenummern und **Bezug** durch die **Geschäftsstelle:**

Verlag „Aesculap", Berlin N. 24, Am Kupfergraben 6 pt.

Actuell!

Soeben ist erschienen:

Das Glaubensgericht.

Ein Zeitbild aus dem Hannöverschen
in 5 Akten von Christian Ludwig.

Preis 1 Mark.

In diesem Buche ist der **Fall Weingart** dramatisiert. Der Verfasser verteidigt das freie Bekenntnis gegen den Buchstabenglauben und versendet dabei scharfe Pfeile gegen moderne Ketzerrichter.

Wer sich für den Fall Weingart interessiert, wird und muß sich noch dieses Buch zulegen.

Dasselbe ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder gegen Einsendung des Betrages auch direkt vom Verleger

Bremen. Carl Schünemann.

Meinel & Herold,

Harmonika-Fabrik Klingenthal (Sachsen) Nr. 72 vers. pr. Nachn. anerkannt solide **Concert-Zug-Harmonikas**, ca. 34 cm hoch, garant. stärkst. Stim., off. Klaviatur, **verb. Staßfederung**, 3thl. (11falt.) Doppelbalg mit Metallschutzecken, Doppelbässen.

10 Tast., 2 chör. 2 Reg., 50 Stim. M. 5.—						
10	„ 3	„ 3	„ 70	„	„ 7.50	Schule u. Kiste umsonst.
10	„ 4	„ 4	„ 90	„	„ 9.50	
10	„ 6	„ 6	„ 130	„	„ 15.—	
21	„ 108	Stim. Mark 11, 21, 27 etc.				

Andere Harm. (105 vrsch. Nr.) p. St. v. M. 3.50 b. 80.—. **Musikwerke, Drehorgeln, Akkordzithern, Zithern, Violinen, Mundharm., Bandonions.** Garantie: Zurücknahme u. Geld retour. ☞ Wir bitten dringend, unsere Harm. nicht mit billiger offerirt. zu verwechseln, ist der Preis niedriger, ist auch die Qualität geringer. Vor anderweit. Einkauf verlange m. uns. groß. illustr. Catalog umsonst. — **Ueber 4000 Dankschreiben.**

Probe-Nummern des Protestantenblattes

werden auf Wunsch überallhin **gratis** und **franko** versandt.
Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen u. Postanstalten entgegen.
(**Postzeitungspreisliste No. 6244** a.)

☞ **Preis vierteljährlich Mk. 1.50.** ☜

Neue Construction mit 4kant. Glas, massiver Welle und Holzflügel. Von ersten Fachautoritäten als **„ideal"** bezeichnet, ist einfacher, deshalb solider u. praktischer als die frühere Construction (250000 Stück im Gebrauch), u. **liefert mehr und feinere Butter.** Preise nur noch:

Glaskörper	1	2	3	4	–	– Ltr.
Metall „	–	–	–	–	6	10 „
Mk.	3.75	5.50	7.–	9.–	12.–	15.–

Erhältl. in besseren Haushaltungsgeschäft. (Verlangen Sie aber ausdrücklich Schutzmarke „mit dem Bären"). Wo nicht, direkt gegen Nachn. vom alleinigen Fabrikant.

R. v. Hünersdorff Nachf., Stuttgart.

Prosp. u. Ia. Zeugn. auch über grosse Butterfässer von unübertroffener Leistung in Holz u. Metall, sowie über prakt. Kücheneuheiten gratis und franco.

Gänsefedern wie sie von der Gans kommen 1.50 p. Pfd., aussortirte nur fl. Fed. u. Daunen 2.00, etwas fl. u. dauniger 2.25 (zwisch. dies. 3 Sorten ist hin u. wieder eine graue Fed. vorhanden). **Halbdaunen**, ganz kleine weiße, volldauniige Federchen 2.65, zarter und dauniger 3.00, hochprima, fast Daune, 3.50. **Gerissene Fed.**, grau 1.75, halbweiß 2.50, weiß 2.75, 3.00, 3.50, schneeweiß 4.00, schneeweiß, sehr daunig, 4.50. **Daunen**, halbweiß 3.50, weiß 4.50, hochprima 5.50. **Chinesische Enten-fed.** 0.75, 1.00, Halbdaune 1.50, 1.75, Daune 2.50. Die Waare wird von mir in groß. Massen hier direkt an d. Quelle gekauft, und gebe ich dieselbe, nachdem sie in mein. Fabrik saub. gereinigt ist, mit sehr bescheidenem Nutzen weiter. Uebervortheilung ausgeschlossen. Nur absolut ehrenhafte Geschäfte. Garantie: Zurücknahme. **Für Bettstoffe** und fertige **Betten** Preisliste extra.

Krohn, Lehrer a. D., **Alt-Reetz** (Oderbruch).

Bettfedern p. Pfd. 50 Pfg.

— **Firma 1870 gegr.** —
Bei Baarzahlung höchster Rab. u. Freisendung. bei Abzahlung entsprechend.
Erstklassige Fabrikate.

Emmer-Pianinos

Flügel — Harmoniums.

Längste Garantie. Fabrik: **Wilhelm Emmer** Allerhöch. Auszeichn.

Berlin 219, Seydelstr.
Preisliste, Musterbuch umsonst.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen-Hastedt und Pfarrer Schmeidler, Berlin SW, Friedrichstraße 213.
Druck von Carl Schünemann, Bremen.